

Leseprobe aus:

Lene Kaaberbøl
Wildhexe Das Versprechen



Mehr Informationen zum Buch finden Sie auf
www.hanser-literaturverlage.de

© Carl Hanser Verlag München 2015

HANSER

Lene Kaaberbøl
WILDHEXE
Das Versprechen

Lene Kaaberbøl

WILDHEXE

Das Versprechen

Aus dem Dänischen
von Friederike Buchinger

Carl Hanser Verlag

Die Originalausgabe erschien 2014 unter dem Titel
Vildheks – Genkommeren im Alvilda Verlag, Kopenhagen.
Published by agreement with Lars Ringhof Agency ApS, Copenhagen.

1 2 3 4 5 19 18 17 16 15

ISBN 978-3-446-24928-8

© Lene Kaaberbol 2014

Alle Rechte der deutschen Ausgabe:

© Carl Hanser Verlag München 2015

Umschlagmotiv und Vignetten: Bente Schlick

Satz: Satz für Satz. Barbara Reischmann, Leutkirch

Druck und Bindung: Friedrich Pustet, Regensburg

Printed in Germany



WILDHEXE





1 EIN FLIEGENDER SPÚRHUND

Ich lag auf dem Rücken im Sand und blinzelte in den dunstigen blauen Himmel. Es war Morgen, die Papageien krächzten in den Bäumen und waren lauter als ein ganzer Schulhof unmittelbar vor dem Klingeln. Ich wusste nur zu gut, dass ich aufstehen sollte – besser gesagt, dass ich schon bald aufstehen musste – aber im Augenblick war es einfach nur schön, hier zu liegen. Die Arme und Beine auszuruhen, die noch völlig fertig vom Klettern, Springen, Rennen, Kriechen und Kämpfen waren, und an absolut nichts zu denken außer an Sand, Sonne und blauen Himmel.

Da entdeckte ich ihn. Einen riesigen Vogel mit mächtigen Schwingen. Langsam kreiste er im Aufwind, mit jeder Runde ein wenig tiefer, und neben seiner enormen Spannweite wirkten die Papageien wie kleine bunte Spatzenküken.

War das ein Adler? Ich wusste nicht, welche Vogelarten man hier auf Kahlas Insel normalerweise zu Gesicht bekam.

Nein, das war wohl doch kein Adler. Sein Hals war zu lang, oder? Ich kniff die Augen ein wenig zusammen, um den Vogel gegen die Sonne besser sehen zu können. Er sank noch ein paar Meter tiefer und langsam war er so nah, dass ich ein bisschen unruhig wurde. Er war so groß ... und auch wenn Raubvögel nur selten Menschen angriffen, dieser hier ...

Eins der Rabenküken stieß ein erschrockenes *Krahh* aus; ob es Arkus' Wildfreundin Erya war oder das andere, der kleine Rabenjunge, konnte ich nicht heraushören, aber Arkus murmelte beruhigend auf die beiden ein.

Ich wollte mich gerade aufsetzen, als der riesige Vogel nach unten schoss. Er landete direkt vor mir im Sand und machte ein paar plumpe Schritte auf mich zu. Die Haut um seine Augen war seltsam runzlig und rosa, und abgesehen von dem kräftigen gelben Schnabel erinnerte er ein bisschen an einen schlecht gelaunten alten Mann. Seine boshaften Augen schimmerten dunkelrot und überall an seinem Kopf, besonders rund um den Schnabel, klebte trockenes Blut in den Federn.

»**Hau ab!**«, rief ich automatisch und hob die Hände, um mein Gesicht zu schützen, aber schon im selben Moment spürte ich einen stechenden Schmerz im Unterarm. Der süßlich-faulige Geruch des Vogels strömte mir entgegen und ich bekam einen kräftigen Hieb ab, als er ein paarmal mit den Flügeln schlug, aufflog und, so schnell er konnte, über das Meer verschwand.

»Aua!«

Direkt unter meinem Ellenbogen klaffte ein Loch. Ein tiefes Loch, in das man einen Finger hätte stecken können, wenn man gewollt hätte. Ich wollte nicht. Ich saß nur dumm da und starrte die Wunde an. Dann fing sie an zu pochen. Blut quoll hervor und rann meinen Arm herunter.

»Oh nein«, jammerte Nichts erschrocken. »Was ist passiert?«

Kahla stand auf. »Das war ein Geier«, sagte sie. »Ein Gänsegeier, glaube ich.«

Bäh. Es war schlimm genug, von einem Vogel gehackt worden zu sein, den ich für einen Adler gehalten hatte, aber von einem

Geier ... einem Aasfresser, der seinen Schnabel benutzte, um in halb verwesten Eingeweiden zu wühlen ... bäääääääh.

»Er ... er hat mich gebissen«, sagte ich.

Oscar betrachtete das Blut – viel zu gelassen, wie ich fand.

»Das Loch ist krass tief«, sagte er. »Man kann deine Sehnen sehen ...«

Inzwischen tat es wirklich weh.

»Kahla«, bat ich. »Könntest du vielleicht ...« Mir wurde langsam schwummrig. Ein Geier. Ekelhaft!

Kahla nahm mein Handgelenk und fing an zu singen. Ich bildete mir ein, richtiggehend sehen zu können, wie der Blutstrom langsamer wurde und schließlich eintrocknete. Die Wunde schloss sich ein wenig – wenn auch nicht ganz. Aber das wäre wohl sogar von einer talentierten Wildhexe wie Kahla zu viel verlangt gewesen.

»Auswaschen«, sagte sie und zeigte auf die Wellen, die sanft an den Strand schwappten.

»Im Meerwasser? Das brennt doch wie ...«

»Salzwasser wirkt entzündungshemmend«, fiel sie mir ins Wort. »Tu einfach, was ich dir sage!«

Ich watete ein paar Meter ins Meer hinein und streckte zögernd den Arm ins Wasser. Es brannte wie Feuer und ich musste mich wirklich mächtig auf die ganzen fiesen Geierbakterien konzentrieren, die das Salzwasser wegschwemmen sollte.

»Ich dachte, Geier würden keine lebenden Menschen angreifen«, sagte Oscar. »Ob er dich für tot gehalten hat? Schließlich lagst du sehr still ...«

»Ich hatte mich doch aufgesetzt! Also kann er mich wohl kaum mit Aas verwechselt haben!«

»Gänsegeier fliegen nicht gerne übers Wasser«, sagte Kahla

nachdenklich. »Aber trotzdem ist er direkt aufs Meer hinausgeflogen, als er abgehauen ist. Außerdem ... Geier halten sich eigentlich meistens im Gebirge auf. Irgendetwas an dieser Sache ist faul ...«

»Glaubst du, es war ein Sklaventier?« Oder, genauer gesagt, ein Sklavenvogel. Ein Lebewesen, das seines freien Willens beraubt war. Genau wie die Schlangen, die sich Kahlas Mutter zu ihren Untergebenen gemacht hatte – bis sich diese schließlich gegen Lamia zur Wehr setzten und sie töteten.

»Vielleicht.«

Aber wer würde so etwas tun? Jetzt, da Lamia tot war, fiel mir nur eine einzige Wildhexe ein, die auf so eine Idee kommen konnte.

»Blutsschwester?«

»Woher soll ich das wissen?«, knurrte Kahla gereizt. »Ich habe keine Ahnung, was die bösen Wildhexen dieser Welt so treiben. Nur weil meine Mutter ... nur weil meine Mutter ...« Sie stockte. Ich konnte sehen, wie ihre Schultern bebten, und wusste, dass sie gegen die Tränen kämpfte.

»So habe ich es doch gar nicht gemeint«, sagte ich leise. »Du bist nur ... so viel besser als wir anderen. Oder zumindest als ich. Du weißt viel mehr.«

Sie bekam sich wieder unter Kontrolle und schenkte mir wenigstens ein schmales, trauriges Lächeln.

»Tut es noch weh?«, fragte sie.

Das tat es, aber das Salzwasser brannte nicht mehr ganz so stark und ich fühlte mich jetzt wenigstens weniger schmutzig.

»Es ist nicht so schlimm«, sagte ich. »Aber ich sollte mir vielleicht etwas suchen, das ich als Verband benutzen kann.«

Schweigend reichte Kahla mir eines der Seidentücher, die zu

dem »Prinzessinnen-Kostüm« gehörten, das ihre Mutter für angemessen gehalten hatte.

»Geier haben einen sehr ausgeprägten Geruchssinn«, sagte sie. »Sie können zwischen frischen Kadavern und verwesten Leichen unterscheiden und sie können sie über viele Kilometer hinweg wittern.«

»He – das wusste ich!«, sagte Oscar plötzlich und strahlte vor Begeisterung. »In manchen Ländern setzt man Geier ein, um Lecks in diesen langen transkontinentalen Gasleitungen aufzuspüren.«

Es war lustig, ein Erwachsenen-Wort wie *transkontinental* aus Oscars Mund zu hören, aber manchmal wusste er wirklich die seltsamsten Dinge.

»Woher weißt du das denn?«, fragte ich. »Und wie soll das gehen?«

»Man fügt ein Gas hinzu, das nach Aas riecht, und wartet einfach ab, wo die Geier kreisen. Ich habe mal eine Sendung über Tiere mit ungewöhnlichen Jobs gesehen. Wusstest du, dass man Frettchen nutzt, um Kabel durch lange Rohre zu ziehen, zum Beispiel unter Fußballplätzen?«

»Nein«, sagte ich abwesend. »Aber warum ist das so wichtig? Also nicht das mit den Frettchen, aber das mit dem guten Geruchssinn von Geiern?« Für mich kam das ein bisschen überraschend. Man denkt ja nicht unbedingt zuerst an Vögel, wenn es ums Riechen geht. Sie haben schließlich Schnäbel und keine Nasen.

Kahla starrte aufs Meer. Der Geier war natürlich schon lange weg, aber trotzdem hielt sie noch nach ihm Ausschau.

»Wenn du einen Spürhund brauchen würdest«, sagte sie, »einen, der ein riesiges Gebiet in kürzester Zeit absuchen kann ...«

»Deshalb nehmen sie ja Geier für diese Sache mit den transkontinentalen Leitungen«, sagte Oscar, immer noch total im Nerd-Modus.

»Ein Geier-Spürhund?«, fragte ich und spürte einen eisigen Schauer, der absolut nichts mit dem Wetter zu tun hatte. Hier herrschten mindestens dreißig Grad.

»Oh nein«, sagte Nichts. »Jemand sucht uns.« Sie warf einen Blick auf meinen Arm, wo sich ein blutiger Fleck auf dem Seitentuch gebildet hatte. »Jemand, der uns nicht mag!«

Arkus hatte bislang noch gar nichts gesagt – er war oft so still, dass man beinahe vergaß, dass er da war. Aber jetzt richtete er sich auf.

»Wir müssen die Raben zurück in den Rabenkessel bringen«, sagte er. »Sie sind hier nicht sicher.«

Ich befühlte vorsichtig meinen Arm und dachte, dass wir anderen das auch nicht waren.

2 BLUTGAS



Ich hätte ein bisschen Badeurlaub wirklich gut gebrauchen können», murmelte ich vor mich hin, während wir unsere Sachen zusammenpackten und uns zum Aufbruch bereit machten. Eine Woche hier am Strand und nichts anderes zu tun, als im Schatten der Palmen zu liegen, reife Mangos zu essen, Kokosmilch zu schlürfen und in das türkisblaue Wasser zu springen, wann immer ich Lust dazu hatte. Wieso hatte Kahla mich eigentlich noch nie zu sich nach Hause eingeladen? Ich hatte ja keine Ahnung, dass sie an einem Ort wohnte, der aussah, als wäre er einem Ferienkatalog für Karibikurlaube entnommen.

Bestimmt war ihr Vater dagegen gewesen. Ich dachte an die vielen Jahre, in denen es ihm gelungen war, Kahla zu verheimlichen, wie – und wo – ihre Mutter in Wirklichkeit war. All die Jahre, in denen er Lamia in dem Labyrinth gefangen gehalten und unschädlich gemacht hatte, während Kahla glaubte, sie wäre »verschwunden«. Er war sicher nicht scharf darauf gewesen, dass eine fremde neugierige Hexenschülerin auf der Insel herumrannte.

Ob Tante Isa und der restliche Hexenkreis wohl davon gewusst hatten? Hatte sich Tante Isa etwa deshalb dazu bereit erklärt, Kahla zu unterrichten? Damit sie lernen konnte, was es hieß, eine richtige Wildhexe zu sein: Sich um die Wilde Welt zu küm-

mern, ohne diese auszunutzen. Niemals zu nehmen, ohne zu geben. Das war ein Wildhexen-Gesetz, das Lamia ganz sicher nie verstanden hatte.

Ich warf Kahla einen verstohlenen Blick zu. Sie hatte das Prinzessinnen-Kostüm bereits unter mehreren leuchtend bunten Wollschichten begraben und noch mehr Reisekleidung in ihren Rucksack gepackt. Jetzt stand sie ein wenig abseits und blickte zu dem leeren Haus hinüber. Sie sah aus wie jemand, der ganz dringend eine Umarmung gebrauchen konnte – auch wenn sie nicht zu der Sorte Mensch gehörte, die andere umarmte und Küßchen verteilte.

Oscar kam mir zuvor. Also nicht in dem Sinn, dass er sich auf sie stürzte und sie in seine starken Arme nahm, so à la Kitsch-roman. Er drückte nur kurz ihre Schulter.

»Alles okay?«, fragte er leise.

Sie nickte kurz und knapp, zwei Mal, mehr nicht. In Kahlas Sprache bedeutete das: »Nein, es ist nicht alles okay, aber ich will gerne so tun, als ob.« Ich glaube, Oscar fasste es ganz genau so auf, denn er klopfte ihr nur aufmunternd auf die Schulter und nahm ihr den Rucksack ab. Sie warf auch ihm ein trauriges, kleines Lächeln zu.

Oscar war *mein* bester Freund, aber es wäre wirklich kleinlich gewesen, jetzt eifersüchtig zu werden. In diesem Augenblick hatte Kahla niemanden auf der Welt außer uns beiden. Ihre Mutter war tot und ihr Vater momentan nicht weit davon entfernt. Wenn wir Erya und den kleinen Rabenjungen nicht zurück in den Rabenkessel brachten, war der Tod für Meister Millaconda, Tante Isa und den restlichen Hexenkreis – Shanaia, Frau Pomeranze und Herrn Malkin – unausweichlich. Nur mithilfe der Rabenkücken konnten die Rabenmütter sie aus der erstarrten

Sekunde befreien, in der sie gefangen waren, bevor ihre Lebenskraft ganz erlosch.

Und außerdem waren wir ja kein Liebespaar, Oscar und ich. Ob man wohl damit klarkommen konnte, wenn der beste Freund und die einzige Wildhexen-Freundin, die man hatte, ziemlich offensichtlich im Begriff waren, sich ineinander zu verknallen? Katerchen nutzte den Moment, um mich anzuspringen, sich festzukrallen und auf meine Schulter zu klettern. Er schüttelte sein Fell nach Katzenmanier und Sand stob in alle Richtungen. Ich kniff schnell die Augen zu und merkte, wie mir kleine, kratzende Sandkörner unter den Pullover rieselten. Er rieb seinen Kopf an meine Wange und schnurrte wie eine Nähmaschine.

Meine. Meine, meine, meine.

»Ja, ja«, murmelte ich. »Ich hab's kapiert.« Ich kraulte ihn ein bisschen mit dem Daumen hinter dem Ohr, genau da, wo er es am liebsten hatte.

»Sind wir so weit?«, fragte ich. »Kahla, würdest du ...« Denn Kahla beherrschte die Sache mit den Wilden Wegen immer noch am besten von uns.

Sie nickte.

»Vielleicht sollten wir uns an den Händen halten«, piepste Nichts. »Falls wieder ein Rabensturm aufzieht ...?«

Nichts hatte keine Hände, aber niemand war so taktlos, sie darauf hinzuweisen.

»Das ist bestimmt eine gute Idee«, antwortete ich. Ich überredete das widerstrebende Katerchen, unter meinen Pulli zu kriechen – noch mehr reibender, kratzender Sand –, und Nichts nahm ihren neuen Stammpunkt oben auf meinem Rucksack ein. Oscar, Kahla, Arkus und ich hielten uns an den Händen. Kahla

schloss die Augen und summte ein paar einleitende Wildgesangstöne.

»Okay«, sagte sie. »Hier entlang ...«

Sofort begannen die Nebel, sich zu sammeln. Im einen Moment waren wir noch am Sandstrand, im nächsten ...

... lief irgendetwas total schief.

Die Nebel schlossen sich dicht um uns. Obwohl ich wusste, dass Kahla direkt vor mir war, konnte ich sie nicht sehen. Ich spürte Oscars Hand und sah die Umrisse seiner vertrauten Gestalt. Arkus' Finger klammerten sich nervös um meine. Aber darüber hinaus war ich so gut wie blind. Und die Nebel ...

»Es ist warm ...«, sagte Oscar. »Ist das sonst auch so?«

Warm war es auch gewesen, bevor der Rabensturm auf den Wilden Wegen tobte, um jeden erwachsenen Raben im Rabenkessel zu töten.

»Kahla«, rief ich. »Wir müssen hier raus ...«

Ich hörte einen entfernten Knall und plötzlich wurde mir bewusst, dass der Nebel um mich herum nicht länger grau war, sondern dunkelrot glühte, wie altes Blut. Ich hörte Kahla husten und kurz darauf spürte ich es auch: ein heftiges Brennen in Augen und Lunge, ein Gefühl, wie von ätzenden Dämpfen verbrüht zu werden. Ich hustete krampfhaft und mein Zwerchfell zog sich zusammen. Was war hier los?

»Gas«, japste Oscar. »Kahla ... weg hier!«

Er straffte den Griff um meine Hand und ich tat dasselbe bei Arkus. Es gab einen gewaltigen Ruck und dann taumelten wir aus dem Nebel. Ich knallte mit dem Schienbein gegen irgendetwas Hartes, stolperte und musste Oscars Hand loslassen. Katerchen fauchte und krallte sich so tief in meine Haut hinein, dass ich später acht kleine, aber tiefe Kratzer entdeckte. Ich konnte

immer noch nichts sehen, Tränen liefen mir die Wangen hinunter und vernebelten mir die Sicht, ich hustete und krächzte. Als ich mit der freien Hand die Tränen wegwischen wollte, wurde es nur noch schlimmer, weil die heißen blutroten Dämpfe noch immer an meiner Haut klebten. Ich war wirklich dankbar, als ein schwerer, dichter Regenschauer meine Haare und meine Kleider in Sekundenschnelle durchnässte. Ich merkte, wie er den ätzenden Film von der Haut abspülte, und drehte mein Gesicht nach oben, versuchte, die Augen offen zu halten, damit das Regenwasser das schreckliche Brennen lindern konnte, das die Tränen nur so strömen ließ.

So blieb ich minutenlang stehen, bis mein Sehvermögen langsam zurückkehrte.

Um uns herum war es dunkel, nicht pechschwarz weit draußen-auf-dem-Land-dunkel, sondern eher so stadt-dunkel mit Straßenbeleuchtung. Den pochenden Schmerz in meinem Schienbein hatte ich einer Parkbank zu verdanken – einer gewöhnlichen grünen Bank aus Eisen und Plastik. Für einen kurzen Moment überkam mich ein seltsam traumartiges Gefühl, exakt dort gelandet zu sein, wo ich herkam. Aber auch wenn es auf den ersten Blick fast ein bisschen so aussah, war das hier nicht der Stjernepark. Hier wuchsen ganz andere Blumen und Bäume. Die Fuchsien-Sträucher hinter der Bank waren meterhoch und urwaldartig, und in den gepflegten Beeten verströmten große weiße trompetenförmige Blüten einen intensiven süßlichen Duft, der in diesem Moment, in Kombination mit dem Gas, eher übelkeitserregend als angenehm war. In einem hohen Baum, hinter einem blassen Grünstreifen auf der anderen Seite des Weges, saßen vier winzige Äffchen und starrten uns mit riesengroßen Augen an.

Nein, wir waren ganz sicher nicht zu Hause. Und auch nicht wesentlich näher am Rabenkessel, wie ich feststellte. Aber wo waren wir dann? Und was war mit den Wilden Wegen passiert?

»Hatschiiiii. Oh nein. Haaaatschiiiiii. Hrrrk. Was war das für ein schreckliches ... *Zeug*?«, jammerte Nichts. Wie kleine Scheibenwischer zuckten ihre Flügel hin und her, nicht weil sie versuchte zu fliegen, sondern weil sie die ganze Zeit den Drang unterdrückte, sich mit den Federn über die Augen zu reiben.

»Breite deine Flügel aus, damit der Regen sie besser reinigen kann«, schlug ich vor.

Sie tat, wie ich gesagt hatte, aber ihre Flügel zitterten immer noch verkrampt und selbst hier im Licht der Straßenlaternen konnte ich sehen, dass ihre Augen ganz rot und verquollen waren. Ob es meine wohl auch so übel erwischt hatte?

»Das war irgendein Gas«, sagte Oscar, der ebenfalls alles andere als gut aussah. Tränen und Regen rannen über sein sommersprossiges Gesicht. »Fast wie ein ... Blutgas.«

Katerchen kämpfte sich fauchend aus meinem Pullover und rannte den Weg hinunter. Er schüttelte seinen Kopf und fand den Regen bestimmt nicht toll, aber davon abgesehen schien es ihm gut zu gehen.

»Die Raben«, platzte ich heraus. »Arkus, ist Ihnen etwas passiert?«

»Nein«, sagte er heiser. »Ich glaube, mein Hemd hat sie beschützt. Jedenfalls einigermaßen.«

Im Großen und Ganzen schienen die Tiere glimpflicher davon gekommen zu sein als die Menschen.

»Kahla«, sagte ich. »Wo sind wir?«

»Ich weiß es nicht«, sagte sie. »Ich ... ich habe einfach nur versucht, irgendwie *rauszukommen*.«

Dagegen gab es eigentlich nichts einzuwenden und ich war froh, dass es ihr gelungen war. Es lief mir eiskalt den Rücken hinunter, als ich darüber nachdachte, wie schief das hätte gehen können. Das Wichtigste und Schwierigste an den Wilden Wegen war, sich auf das Ziel zu konzentrieren, das man erreichen wollte. Sich nicht zu verirren. Sonst kam man entweder nie wieder raus – so waren Shanaias Eltern gestorben –, oder aber man lief Gefahr, an einem völlig verkehrten Ort zu landen: zwanzig Meter unter der Meeresoberfläche zum Beispiel.

Schon möglich, dass wir uns mitten in einem tropischen Regenschauer befanden, in einer Stadt, von der wir nicht mal ahnten, in welchem Land sie lag, durchnässt, gasgeschädigt und sehr weit von unserem Ziel entfernt, doch wir hatten Glück gehabt.